

Rezensionen

H. Meller (Hrsg.), Der geschmiedete Himmel. Die weite Welt im Herzen Europas vor 3600 Jahren. Begleitband zur Sonderausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2004. ISBN 3-8062-1907-9. Preis gebunden mit Schutzumschlag 29,90 €

Es dürfte wohl kaum einen Mitteleuropäer geben, der nicht, sei es in Zusammenhang mit der abenteuerlichen Erwerbungs-geschichte, sei es über die Sonderausstellung in Halle und danach an diversen anderen Orten oder sei es über den spektakulären Gerichtsprozess, der manchmal geradezu absurde Züge annahm, auf die Himmels-scheibe von Nebra aufmerksam gemacht worden ist. Selten ist ein archäologischer Fund in Deutschland so stark von Medieninteresse begleitet gewesen. Umso mehr ist es den Verfassern des hier zu besprechenden Begleitbandes anzurechnen, dass unter dem Ansturm des Medieninteresses und der Begeisterung nicht die wissenschaftliche Akribie gelitten hat, mit der die Untersuchungen im Umfeld der Scheibe erfolgten. Zu begrüßen ist auch, dass die Präsentation des Fundes so zügig erfolgte – zuerst 2002 unmittelbar nach Überführung des Hortes in staatlichen Besitz in einer zwar improvisierten, aber durchaus ansprechenden Präsentation im Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle und dann, nach Restaurierung des Fundes, seit Herbst 2004 in einer thematisch sehr weit gefassten Ausstellung, die dann in mehr oder weniger veränderter Form von Halle aus auf Reisen ging.

Der Direktor des Hallenser Museums, Harald Meller, dem die Rettung des Hortes zu verdanken ist, besitzt in Regine Maraszek eine ausgewiesene Kennerin der Bronzezeit als Mitarbeiterin, die sich zusammen mit Gabriele Zipf der schwierigen Aufgabe, Nebra in seinem europäischen Kontext darzustellen, mit Bravour unterzogen hat. Mit viel Engagement hat sie es zudem erreicht, zahlreiche hochkarätige Leihgaben aus europäischen Museen zu erhalten, die dem Fachmann beim Rundgang das Herz höher schlagen ließen und jedem Besucher demonstrierten, in welches geistesgeschichtliche Umfeld Nebra eingebunden ist.

Nach dem Grußwort des Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt, Wolfgang Böhmer, der die Schirmherrschaft der Ausstellung übernommen hatte, ver-

mittelt Harald Meller dem Leser seine Begeisterung und Freude über den außergewöhnlichen Fund: Die Scheibe von Nebra wird von ihm unter die großen Entdeckungen der Archäologie gesetzt, vergleichbar dem „Ötzi“, dem Grab von Tutanch Amun und dem Skelett der Australopithecinen-Dame Lucy.

Den einzelnen Fachbeiträgen vorangestellt sind zwei Chronologietabellen von Rolf Schwarz und Hermann Genz, in denen die Zeit von 2400 bis 1400 einmal in Deutschland und Südkandinavien (6 Spalten, davon 3 Aunjetitzer Kultur) und dann von Ägypten über die Levante bis Europa (10 Spalten) wiedergegeben ist. In der Ausstellung vorhandene Funde illustrieren diese Übersicht. Die nicht weiter kommentierten Tabellen dürften den Laien vor einige Rätsel stellen, denn Begriffe wie „Sögel“, „Bühl“ oder „Singen spät“ sind nun mal ‚Archäologenchinesisch‘.

Eine Beschreibung und vorsichtige Interpretation der Darstellung auf der Nebrascheibe verbunden mit einer knappen Einführung in die Bronzezeit Mitteleuropas, ihre geistig-religiösen Vorstellungen und ihre kulturellen Kontakten gibt auf den folgenden Seiten die Hauptinitiatorin der Ausstellung, Regine Maraszek. Verschiedene Themen werden hier kurz angerissen und mit der Angabe von Seitenzahlen auf ihre ausführlichere Behandlung in den folgenden Beiträgen verwiesen. Das kurze Kapitel endet mit einer Würdigung der an der Ausstellung beteiligten Mitarbeiter. Damit schließt der erste Teil.

Der zweite Teil des Buches ist der Scheibe und ihrer Bedeutung gewidmet. Harald Meller schildert die, nach Festnahme der Fehler, rekonstruierte Auffindungsgeschichte des Hortes vom Mittelberg, hebt die Einmaligkeit dieser „bislang ältesten konkreten Himmelsdarstellung der Menschheitsgeschichte“ hervor und interpretiert die Bedeutung der Goldauflagen als Darstellungen von Sonne, Mond, Plejadengestirn, Horizontbögen und Sonnenbarke. Ein wesentliches Argument für die wechselnde Bedeutung der Scheibe sieht der Verfasser in der vierfachen Umarbeitung während ihrer langen (100 bis 400 Jahre) Nutzungszeit, da sie anfänglich weder das Schiff noch die Horizontbögen aufwies. Zu dem damaligen lunaren Bezug der Darstellung sei durch das Anbringen der Horizonte ein solarer Bezug hinzugekommen. Es ist verständlich, dass Mellers Ausführungen

bei unseren geringen Kenntnissen des Weltbildes der frühen Bronzezeit spekulativ bleiben müssen, aber Aussagen wie diejenige, dass auf der Scheibe „das astronomische und mythologische Wissen der Zeit abgebildet war“, klingen doch sehr verschwommen. Alfred Reichenberger versucht in einem kurzen Beitrag, die Ursachen für die starke Faszination, die die Himmelsscheibe in den Medien und der Öffentlichkeit auslöste, nachzugehen. Sicher spielen hier irrationale Elemente bzw. Zeitgeist-gebundene Themen wie Astrologie und Esoterik hinein, aber wenn ein Medienrummel erstmal erfolgreich angekurbelt ist, verläuft eine solche Kampagne nach ähnlichen Gesetzen wie bei einem Schneeball, der zur Lawine wird. Freuen wir uns darüber und hoffen wir, dass es kein Strohfeuer war. Erwünschte Reaktionen, etwa eine Aufstockung des Etats der Bodendenkmalämter oder eine konsequentere Strafverfolgung von Raubgräbern und Hehlern scheinen sich aber derzeit noch nicht abzuzeichnen.

Die beiden folgenden Beiträge von Ernst Pernicka und Christian Heinrich Wunderlich, in denen es um die naturwissenschaftlichen Untersuchungen an der Scheibe sowie um die Herstellungstechniken geht, sind nicht nur deshalb von Bedeutung, weil sie Aufschlüsse über die Herkunft des verwendeten Metalls geben und die beim Herstellen und bei der Umarbeitung der Scheibe verwendeten Techniken ausführlich behandeln, sondern auch, weil diese Untersuchungen zahlreiche Argumente für die Echtheit der Scheibe lieferten. Im Zusammenhang mit dem Prozess gegen die Hehler wurden diese Angaben dann noch andernorts spezifiziert.

Wichtig ist auch, dass Ernst Pernicka anhand der Legierung feststellen konnte, dass alle Bronzeobjekte des Hortes als zusammengehörig betrachtet werden dürfen. Untersuchungen der Bodenanhafungen durch das Landeskriminalamt ergaben zudem, dass die Erdreste mit denjenigen am Mittelberg übereinstimmen. Anhand der durch die Raubgräber verursachten Beschädigungen an der Scheibe konnte außerdem die Position der Scheibe im Depot, nämlich aufrecht im Boden stehend, rekonstruiert werden.

Mit der Bedeutung der Darstellung auf der Scheibe befasst sich anschließend der Astronom Wolfhard Schlosser. Er hält es für möglich, dass man anhand einer Peilung über die Ränder eines Horizontalbogens vom Mittelpunkt der Scheibe aus die Differenz des Sonnenuntergangs zwischen Winter- und Sommer-sonnenwende feststellen konnte. Der Mittelberg wäre damit eine Art Sternwarte gewesen. Freilich hätte er zum Anvisieren der Ziele weitgehend gerodet sein

müssen, ein Zustand, den Schlosser ohne weitere Argumente für die Frühbronzezeit voraussetzt.

Da die Horizontbögen, sollten sie tatsächlich für eine solche praktische Nutzung gedient haben, aber erst in der 2. Phase der Scheibenentwicklung angebracht wurden, dürfte der ursprüngliche Sinn der Scheibe ein anderer gewesen sein. Schlosser hält die Anordnung der Sterne für willkürlich, nur die eng beieinander liegende Sternengruppe deutet er als Plejaden, die um den 10. März und den 17. Oktober (laut Schlosser Beginn und Ende des Saat- und Erntezyklus) während der Dämmerung unsichtbar sind. Dafür, dass die Plejadenbeobachtung im bäuerlichen Lebensrhythmus eine wichtige Rolle spielte, gibt es seit Hesiod's Zeiten (1000 v. Chr.) mehrere Quellen. Ob es sich freilich tatsächlich bei dem Haufen von 7 Sternen auf der Nebra-Scheibe um die Plejaden handelt, scheint mir etwas fraglich. Zwar werden die Plejaden in der Antike als Siebengestirn bezeichnet, aber mit bloßem Auge sind am Nachthimmel eigentlich nur 6 Sterne, bei klarem Himmel dann aber gleich 9 zu erkennen.

Seit Erscheinen des Katalogs hat übrigens Ralf Hansen eine andere Theorie aufgestellt, nach der es sich bei der Scheibe um eine astronomische Uhr handelt, mit der das Sonnen- und Mondjahr in Einklang gebracht werden konnte. Das funktionierte freilich auch nur in der frühen Nutzungszeit der Scheibe, da später die Horizontbögen zwei Sterne überdeckten. In einem kurzen Beitrag gehen François Bertemes und Wolfhard Schlosser auch auf die neolithische Kreisgrabenanlage von Goseck ein, die sie ebenfalls als Sonnenobservatorium deuten. Ein direkter Bezug zwischen der über 2000 Jahre älteren Anlage und der Scheibe von Nebra wird verständlicherweise vermieden.

In dem dritten, mit „Mythen und Riten“ überschriebenen Teil geht es um europaweite Funde, die Aussagen zur bronzezeitlichen Religion zulassen. Prominentestes Stück ist natürlich der Kultwagen von Trundholm, der von Flemming Kaul, dem besten Kenner der bronzezeitlichen Ikonographie des Nordens, behandelt wird. Die aufwendige Klapptafel mit einem beidseitigen Foto des Geräts gibt die Möglichkeit, endlich einmal die Vorder- und Rückseite des Sonnenwagens miteinander vergleichen zu können. Kauls Interpretation von einer Reise der Sonne und von bestimmten Elementen des Sonnenkults überzeugt, vor allem, wenn man seine Ausführungen in den folgenden Beiträgen („Die Sonnenschiffe des Nordens“, „Das Felsbild von Lökeberg“ und „Schiffe

als ‚Tempel‘ der Bronzezeit“) hinzunimmt. Eingebettet ist ein kurzer Beitrag von Preben Rønne zu den nordischen Krumschwertern, speziell dem Schwert von Rørby mit seiner Schiffsdarstellung. Dieser Abschnitt beschäftigt sich aber in erster Linie mit der Herstellungstechnologie, weniger mit der Bedeutung dieser Prunkwaffen.

Gabriele Zipf behandelt anschließend die beiden vermutlich werkstattgleichen Bronzebecken von Hascendorf und Balkåra. Ihre Existenz an so weit voneinander entfernten Orten ist eines der besten Indizien für Kontakte zwischen Skandinavien und dem Donaauraum. Dem Hallenser Museum war es gelungen, in der Ausstellung diesen beiden Schlüsselfunden noch einen weitgehend unbekanntes, angeblich aus Siebenbürgen stammenden Bronzereif hinzuzufügen, der ebenfalls Punzmuster in Form von stilisierten Figuren aufweist. Dieser Reif unterscheidet sich zwar in Gestaltung und Funktion sehr von den Bronzebecken, doch möchte Rezensentin fast noch eine engere Verbindung zu diesen sehen, als die hier erwähnte Verwendung solcher Geräte zu besonderen Anlässen. Wenn man nämlich die zwischen den Figuren eingravierten Bögen als Arme und Beine und die darüber stehenden Scheiben als Köpfe betrachtet, so könnten diese ebenso Sonnensymbole darstellen wie die Speichenkreuze der beiden Becken. Die „Sonnen“ und die dazwischen gestellten menschlichen Figuren scheinen sich teilweise – auf dem Foto ist dies nicht ganz zu erkennen – an den Händen zu fassen. Haben wir es hier vielleicht mit der Darstellung eines kultischen Tanzes zu tun?

Die nächsten beiden Beiträge führen zurück nach Sachsen-Anhalt. Ralf Schwarz stellt ein urnenfelderzeitliches Absatzbeil mit einer Sonnenbarkendarstellung aus einem Grabfund von Osternienburg vor. Zwar ist dieser Fund um einiges jünger als die Nebra-Scheibe, aber auch er reiht sich in den Kanon Sonnenkult und Kulturbeziehungen in den Balkanraum ein, stammen doch die Bronzegefäße aus diesem Grab ebenfalls aus dem Karpatenbecken.

Einen Bezug nach Norden weist dagegen ein rätselhafter spätbronzezeitlicher Halskragen aus einer Siedlungsgrube von Deersheim auf, den Regine Maraszek behandelt. Die in dieser Region völlig ungewöhnliche Darstellung einer Doppelbarke besitzt Parallelen in Norddeutschland und Skandinavien, dort freilich ist dieses Motiv auf Halsringschmuckplatten angebracht.

Den mythologischen Reigen schließt ein Beitrag von Christoph Sommerfeld ab, der, ausgehend von den Bildtafeln des Grabes von Kivik, die Funktion der

mysteriösen Bronzestangen aus dem Hort von Galle-mose zu klären versucht. Nicht nur wegen seines malerischen Sprachduktus folgt man dem Autor in seinen Ausführungen gerne und lässt sich davon überzeugen, dass die wenigen mythischen Motive, die auf uns gekommen sind, nur die Eisbergspitze eines unglaublich reichen Mythen- und Sagenschatzes sein dürften, der mit ebenso aufwendigen Sakralriten verbunden war. Ebenfalls plausibel erscheint seine These, dass der Sagenzyklus, wie ihn etwa die wesentlich jüngeren Gallehus-Hörner widerspiegeln und der seine Spuren auch noch in der überlieferten nordischen Mythologie hinterlassen hat, in manchen Elementen auf bronzezeitliche „Sinnzeichen“ zurückgeführt werden kann.

Das nächste Kapitel stellt eine logische Fortsetzung dar, nicht nur, weil uns hier wiederum Christoph Sommerfeld weiterleitet, sondern weil es um Hortdeponierungen unter dem sprechenden Begriff „Handel mit den Göttern“ geht. Das Phänomen, ungeheure Mengen von Metall im Boden zu deponieren, prägt – mit einem gewissen Ausdünnen in der Mittelbronzezeit – das gesamte bronzezeitliche Jahrtausend. Sind es anfangs noch schöne und heile Gegenstände, nimmt der Bruchereizanteil – in seiner Eigenschaft als prämonetäre Werteinheit, wie Sommerfeld betont – immer mehr zu. Dass in der Urnenfelderzeit vor allem die Sichel zum Kultobjekt wird, stellt der Autor in zwei weiteren Beiträgen dar. In dem einen geht es um einen Beil- und Sichelhort, der eindeutig mit einer Kreisgrabenanlage bei Kötzschen in Verbindung steht, in dem zweiten um die Bedeutung der Sichel als Mondsymbold. Sommerfeld ist es gelungen, bei den unterschiedlichen Gussmarken auf den Sicheln aus den spätbronzezeitlichen Massenfunden mit mehreren Hundert Exemplaren ein Zahlen- und Zeichensystem zu entschlüsseln, das er mit dem „vegetationszyklischen-bäuerlichen“ Umfeld in Verbindung bringt. Er schlägt hierbei den Bogen bis hin zur germanischen Runenschrift, in der vergleichbare Marken ebenfalls noch vorkommen.

Mit der Deponierung des Hortes von Nebra beschäftigt sich Harald Meller. Aufgrund der Aussagen der Raubgräber lässt sich die Anordnung der Gegenstände bei ihrer Niederlegung nachvollziehen. Bei der nachträglichen Ausgrabung vor Ort wurden die Deponierungsgrube und umgebende Steinsetzungen freigelegt. Meller zieht anhand der Überausstattung mit Waffen den Vergleich zwischen dem Nebra-Hort und den älteren benachbarten Fürstengräbern der Leubinger Kultur und wagt die Deutung, bei Nebra

handele es sich ebenfalls um eine reiche persönliche Ausstattung, in der in Form der Scheibe Körper und Geist des Königs symbolisch anwesend seien.

Nach der Drucklegung des Buches, anlässlich der mit der Ausstellung zusammenhängenden Tagung, machte Bernd Zich darauf aufmerksam, dass sich, nach der Fundlage innerhalb der Leubinger Kultur, der Mittelberg im Grenzgebiet von zwei Herrschaftsbereichen befand. Die Rezensentin möchte deshalb die Überlegungen noch etwas weiter spinnen. Könnten die beiden Schwerter und Beile nicht die jeweiligen Herrscher der beiden Kleinkönigtümer repräsentieren, die hier auf dem Grenzberg durch den Hort mit der Scheibe sozusagen kultisch vereint sind?

Zu den Opfersitten der Frühbronzezeit, speziell zu den zahlreichen mitteldeutschen Barrendeponierungen in Ring- oder Beilform äußert sich anschließend Florian Innerhofer. Er sieht bei den Beilopfern eine Tradition aus der Jungsteinzeit und weist auf die „eng gefassten Gewichtseinheiten“ hin, die für eine Normierung sprechen, ein interessantes Indiz für überregionale Handelsverbindungen, weil die Barren ja nicht nur Opfer, sondern in erster Linie Tauschobjekt waren.

Eher um profanen Handel als solchen mit den Göttern geht es in dem nächsten Beitrag von Arnold Muhl. Er macht auf den Fundreichtum (Fürstengräber und Depots) der Region zwischen Halle und Merseburg während der Leubinger Kultur aufmerksam. Hier spielten, wie der Autor betont, sicher der Salzhandel und wohl auch schon die Ausbeutung von Kupfervorkommen eine entscheidende Rolle, von dem die dort ansässige Bevölkerung in hohem Maße profitierte.

Heiko Breuer und Harald Meller stellen anschließend den Neufund einer Aunjetitztasse mit Bernsteinkette, Nadel und Armringen vor. Die Autoren vermuten, dass in der Leubinger Kultur Frauen ihren Schmuck nicht mit in die Gräber nahmen, sondern ihn noch zu Lebzeiten den Göttern auf freiem Felde opferten. Eine so pauschale Aussage basierend auf nur einem solchen Hort und der Tatsache, dass aus den Fürstengräbern noch keine weibliche Bestattungen vorliegen, erscheint recht gewagt. Auch der Vergleich dieses Neufundes mit dem Depot von Kyhna ist nicht unproblematisch. Kyhna enthielt zwar auch Schmuckbestandteile (Ringe, Nadeln, Bernsteinkette), aber auch eine mykenische Lanzenspitze, einen kleinen Dolch und ein Ensemble von Halsringen – ganz offensichtlich eine Ansammlung von Kostbarkeiten, aber sicher nicht eine einzelne Frauenausstattung.

Urte Dally beschäftigt sich sehr knapp mit zwei exceptionellen Geräten aus Sachsen-Anhalt, einer Stabaxt („Zinken“) und einer Bronzekeule. Zweifellos ist deren Interpretation als Kultgeräte berechtigt. K. Rassmann und U. Schoknecht haben bei der Behandlung der Stabdolche von Melz, die dem Zinken sehr ähnlich sind, seinerzeit die schöne Bezeichnung „Insignien der Macht“ gewählt. Hinweisen möchte ich in diesem Zusammenhang auch auf die schwedischen Felsbilder, in denen Stabdolche in Zusammenhang mit Götter(?)gestalten immer wieder vorkommen.

Heiko Heilmann und Torsten Schunke schreiben über die Gießerdeposits der frühen Urnenfelderzeit von Schackstedt und Rotta. Auch wenn die Autoren sich vorsichtig ausdrücken, so dürften gerade diese beiden Funde ein Hinweis auf die Bedeutung des Mannsfelder Kupferabbaus sein. Die im bisherigen Fundbestand noch ungewöhnlich wirkende Größe der Gebläsedüsen von Rotta zeigt, wie viel Wissen über die Alltagskultur uns dadurch verloren geht, dass diese Gegenstände in der Regel nicht in Depositionen oder Gräber gelangt sind.

Nach diesen Ausflügen bis in die Urnenfelderzeit konzentriert sich das nächste Kapitel auf „die Zeit der Himmelscheibe“. Bernd Zich, dem wohl das wichtigste und gewichtigste Werk zur Aunjetitzkultur zu verdanken ist, stellt diese 700 Jahre andauernde Erscheinung (2300 bis 1600 v. Chr.) und ihre Entwicklung in Mitteleuropa knapp aber informativ vor und beschäftigt sich dann im nächsten Beitrag mit den klassischen Aunjetitzer Tassen. Anschließend geht er auf die Entwicklung „vom Dolch zum Schwert“ ein – gerade in Hinsicht auf Nebra ein wichtiges Phänomen, enthält der Hort doch schon, im Unterschied zu den Leubinger Fürstengräbern mit ihren Dolchen, zwei richtige Schwerter. In einem vierten Beitrag beschäftigt sich Zich mit der Zeit um 1600, also dem Niedergang der Aunjetitzer Kultur, der mit der Deponierung des Hortes von Nebra zusammenfällt.

Eingefügt in die Beiträge von Bernd Zich ist ein kurzer Essay von Ernst Pernicka, der ja auch die Material-Untersuchungen des Nebra-Fundes durchführte, zu den Anfängen der Metallurgie in Mitteleuropa allgemein. Es verwundert etwas, dass dieser Beitrag, der sich mit dem 5. bis 2. Jahrtausend vom Orient bis Westeuropa beschäftigt, im Kapitel „Die Zeit der Himmelscheibe“ verankert ist, hätte man ihn doch eher im Kapitel „Die weite Welt“ (s. u.) vermutet.

Informativ und gut geschrieben ist die Abhandlung von Florian Innerhofer „Mitteldeutschland zur Zeit der Himmelscheibe“, denn nachdem man im Vorangegangenen so viel Qualitätvolles über die Aunjetitzer Kultur und die Leubinger Fürstengräber gehört hat, will man doch endlich einmal wissen, was eigentlich in der „Nebra-Zeit“ los war. Innerhofer charakterisiert dieses 16. Jahrhundert als eine Periode des Umbruchs, eine „rätselhafte Epoche“. Der Hort von Nebra vereint alte und neue Elemente: die noch frühbronzezeitliche Hortfundtradition und – mit den Schwertern und dem Sonnenschiff auf der Scheibe – den Bezug zur neuen Zeit.

Das folgende Kapitel „Schmied und Fürst“ wird durch zwei Beiträge von François Bertemes eingeleitet. In dem ersten geht es um die Bedeutung der Metallschmiede, die aufgrund der aufwendigen Grabbeigaben in der Kupferzeit als Angehörige der Oberschicht ausgemacht werden können. Dies ändert sich in der Frühbronzezeit, so dass die seltenen Funde von Schmiedewerkzeug in Fürstengräbern (Leubingen, Sachsenburg) von Bertemes als Symbol für „die Kontrolle über die wertvollen Metalle“ interpretiert wird. Im zweiten Beitrag stellt Bertemes den Wechsel von der neolithischen Agrargesellschaft zur hierarchisch gegliederten, spezialisierten Gesellschaft der frühen Metallzeit dar. Zu einer sozial gegliederten Stammesstruktur gehörte auch ein Kultplatz – der Mittelberg könnte laut Bertemes so ein Ort gewesen sein.

Gabriele Zipf stellt mit der Vorlage des reichen Kindergrabs von Apolda die Hypothese auf, dass in der Frühbronzezeit soziale Stellung und Macht dynastiegebunden und vererblich waren. Vielleicht liegt eines Tages genug Material aus frühbronzezeitlichen Fürstengräbern vor, um diese sehr einleuchtende Annahme auch mit DNA-Analysen untermauern zu können. Bernd Zich geht anschließend nochmals kurz auf die Leubinger Fürstengräber ein und betont den Zusammenhang mit der Kontrolle des Metall- und Salzhandels für die Herausbildung dieser frühen Machtzentren.

Um Waffen und Statussymbole geht es in dem folgenden Essay von Hermann Genz. Der Stabdolch kann als das klassische Statussymbol der Frühbronzezeit angesehen werden, ein Symbol, dessen Bedeutung – sieht man sich die Fundkartierung von Genz an – in ganz Europa verstanden wurde. Genz und Ralf Schwarz stellen anschließend nochmals dar, wie gut sich in der Frühbronzezeit anhand der Grabarchi-

tektur und den Beigaben die jeweilige soziale Stellung ablesen lässt.

In dem abschließenden Kapitel „Die weite Welt“ wird durch mehrere Beiträge deutlich gemacht, dass die bronzezeitliche Kulturentwicklung der Harzregion eigentlich nur vor einem gesamteuropäischen Hintergrund fassbar wird. Hermann Genz stellt die Bedeutung Mitteldeutschlands als Umschlagplatz im frühbronzezeitlichen Handel dar, sicher mitbedingt durch die Salzgewinnung, die für die Harzregion schon für die frühe Bronzezeit nachgewiesen ist. Die Verbindungen Mitteldeutschlands zu Westeuropa behandelt Regine Maraszek anhand der verzierten Beile und der Goldlunulae, die als Statussymbole weitergegeben bzw. imitiert wurden. Trevor Cowie stellt einige Parallelen zu den Goldmanschetten der Nebra-Schwerter aus Schottland vor, die aber bereits an den Anfang der Frühbronzezeit gehören, also Vorbildcharakter für die etwas jüngeren Prunkwaffen von Nebra gehabt haben könnten.

Verbindungen zwischen dem Karpatenbecken und Skandinavien in der Nebra-Zeit zeigt Ralf Schwarz in zwei Beiträgen auf. Der eine bezieht sich auf die Färdrup-Äxte, deren Entstehung mit siebenbürgischen Nackenscheibenäxten in Verbindung gebracht wird. Dass, wie Schwarz ausführt, auch die Verzierung balkanischen Ursprungs sein soll, leuchtet nicht ganz ein, denn Wolfszahn- und andere schraffierte Muster sind auch andernorts, z. B. in Süddeutschland, und auch auf älteren skandinavischen Produkten (vgl. das Beil auf S. 172) anzutreffen. Eindeutig balkanischen Bezug besitzen dagegen die von ihm behandelten Nackenkammäxte nördlich der Mittelgebirge (Naumburg und Mels), die ebenfalls Statussymbole gewesen sein dürften.

Herrmann Genz führt in den beiden folgenden Beiträgen noch zwei Kontaktregionen an. Anhand der Importe von Löffelbeilen und alpinen Dolchen den südwestdeutschen schweizerischen Raum, dessen Beziehungen zur Aunjetitzer Kultur durch dort nachgewiesene Ösenkopfnadeln verdeutlicht werden können. Die zweite Kontaktregion, die Ägäis, kommt über die geschlitzte Lanzenspitze im Aunjetitzer Hort von Kyhna ins Spiel. Die Spitze aus heimischem Kupfer wird von Genz als Ausnahmestück angesehen. Aber gerade die Tatsache, dass es sich um eine Imitation handelt, spricht m. E. für eine gewisse Intensität der Beziehungen. Der einmalige Import eines Gegenstands aus einer weit entfernten Kultur kann mehr oder weniger zufällig über viele Stationen erfolgen. Aber eine Imitation setzt immer eine Kennt-

nis der fremden Handwerkstechniken voraus, was letztlich bedeutet, dass der mitteldeutsche Hersteller sicher mehr als eine solche ägäische Spitze gesehen hat. Gibt es also in der Frühbronzezeit doch den weit gereisten Handwerker?

Das Problem des Nachweises von Kulturbeziehungen zur Levante über die Schleifennadeln wird anschließend von Hermann Genz und Helge Jarecki aufgegriffen. War in dem Hallenser Katalog zur Sonderausstellung „Schönheit, Macht und Tod“ bei der Behandlung der Nadel in dem Gefäß von Halle-Queis noch von einem Kontakt Mitteleuropas mit Troja die Rede (ebd. S. 290), so halten Genz und Jarecki m. E. völlig zu Recht einen direkten Zusammenhang zwischen den mitteleuropäischen und ostmediterranen Schleifennadeln für zweifelhaft, gibt es doch neben der räumlichen Entfernung der jeweiligen Verbreitungsgebiete auch chronologische Unterschiede.

Den Vermutungen, die auf der Nebra-Scheibe dokumentierten Himmelsdarstellungen und ihr geistiger Hintergrund könnten über die mykenische Kultur aus der östlichen Mediterraneis vermittelt worden sein, widerspricht Reinhard Jung in seinem Beitrag vehement. Die Kontakte seien zu wenig intensiv und die Ideologie der angesprochenen Regionen zu verschiedenartig gewesen. So spiele die Sonnenbarke in der Ägäis einfach keine Rolle. Dies ist zwar richtig, aber Rez. möchte doch auf die bekannte Tatsache hinweisen, dass weiter südlich, in Ägypten, die Vorstellung, Himmelskörper würden auf Schiffen reisen, im frühen 2. Jahrtausend durchaus geläufig war. Und dass zwischen dem nördlichen Europa und Ägypten zumindest auf indirektem Wege Verbindungen bestand, zeigen etwa Funde baltischen Bernsteins aus dem Niltal.

Im letzten Beitrag betont Hermann Genz noch einmal die wichtige Rolle der Aunjetitzer Kultur im Nord-Südhandel des frühen 2. Jahrtausends. Wurde in den nordalpinen Raum, der längst ins Metallzeitalter eingetreten war, vor allem technologisches Wissen (gegossene Nadeln, Gefäße) weitergegeben, gingen in das noch im Neolithikum verhaftete Skandinavien in erster Linie Kupferbarren in Form von Beilen und Ringen. Die Bedeutung Mitteleuropas als Zwischenhandelsstation wird abschließend von Genz noch einmal unterstrichen.

Weiterführende Literatur ist im Anhang kapitelweise aufgeschlüsselt. Ein Index und ein Autorenverzeichnis fehlen.

Als ausgesprochen gelungen kann zusammenfassend das Konzept und die Ausführung dieses Buches bezeichnet werden. Die zu Wort kommenden Autoren sind ausgewiesene Fachleute und haben es ohne Ausnahme geschafft, knapp aber inhaltsreich, sachlich und dennoch für Laien gut verständlich zu schreiben. Inhaltliche Wiederholungen sind bis auf geringe Ausnahmen (z. B. Bedeutung des Salzhandels für die Leubinger Kultur) vermieden worden.

Die Gestaltung ist sehr ansprechend und übersichtlich. Mit Juraj Lipták hat das Museum einen Fotografen an sich gebunden, wie man ihn sich nur erträumen kann. Es gelingt ihm, nicht nur die Exponate in ihrer ganzen ästhetischen Schönheit wiederzugeben (z. B. S. 83, 113, 126, 155, 163, 183), sondern darüber hinaus Stimmungsbilder zu erzeugen (z. B. S. 95, 106, 159, 206), die den sakralen Charakter, der auch die sehr gelungene Präsentation der Ausstellung in Halle beherrschte, stark hervortreten lassen.

Überflüssig ist der Schutzumschlag des Bandes, der bei häufigerem Gebrauch des Buches nicht lange ansehnlich bleibt. Darunter steckt ein unbeschrifteter schwarzer Pappeinband von Schulheftqualität, der der prächtigen Aufmachung dieses gelungenen Werkes nicht gerecht wird. Das ist aber auch das Einzige, was man bei künftigen Katalogen des Hallenser Museums ändern sollte, denn es bleibt zu wünschen, dass die gute Qualität der bereits erschienenen Bände auch weiterhin aufrechterhalten werden kann.

Dr. Alix Hänsel